

Beqë Cufaj

Der Glanz der Fremde

Roman

Übersetzt von Joachim Röhm

ISBN-10: 3-552-05330-1

ISBN-13: 978-3-552-05330-4

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.zsolnay.at/978-3-552-05330-4>
sowie im Buchhandel

Aus dem Albanischen Joachim Röhm. Der kleine Ort, an dem ich meine Kindheit verbrachte, war kein Dorf, aber auch keine richtige Stadt. Er war ein Städtchen, das Reka hieß. Reka bedeutet soviel wie Fluß, obwohl es in unserem Städtchen gar keinen Fluß gab. Früher, so erzählte man sich, sei dieser Ort eine große Stadt gewesen, und auch einen Fluß habe es gegeben, der allerdings zu einer Zeit, an die sich niemand mehr erinnern konnte, über die Ufer getreten sei und alles mit sich fortgerissen habe. Häuser, Menschen und Vieh. Doch dann seien andere Menschen gekommen und hätten sich an der gleichen Stelle niedergelassen und ihre Häuser gebaut. Aber das war Erwachsenenkram. Ich war damals noch sehr klein und wußte nur eines ganz sicher: daß man mich Arben rief. Erst viel später erfuhr ich, daß die Menschen nicht nur einen Vornamen haben, sondern auch einen Nachnamen. Reka unterschied sich sehr von den Orten, die ich, als ich noch ein Kind war, im Schwarzweißfernsehen zu sehen bekam. Bei diesen handelte es sich um große Städte mit turmhohen Gebäuden und kerzengeraden, hell erleuchteten Straßen, auf denen Hunderte von Autos umherfuhren. Diese Straßen waren gesäumt von ausladenden Gehsteigen, auf denen sich Menschenströme an hohen Fassaden entlangwälzten. Ein Labyrinth. In unserem Städtchen sah es ganz anders aus. Die Straßen waren nachts stockfinster. Die Leute benutzten die Fahrbahn, weil es keine Gehsteige gab. Man sah auch Pferdefuhrwerke, wie sie in den Städten im Fernsehen nicht vorkamen. Reka hatte gerade einmal fünftausend Einwohner und lag in einer Ebene namens Dukagjin. Sie sah aus wie ein ringsum von großen Bergen umgebener grüner Teppich. Wenn sich diese Berge mit den schwarzen Wolken verbündeten, bekamen alle Angst. Auch ich. Wahrscheinlich sogar noch mehr als die anderen. Noch heute erschrecken mich dunkle Wolken, egal an welchem Himmel. Wir lebten in einer Ecke dieser Ebene, die vor vielen tausend Jahren ein richtiges Meer gewesen ist oder doch ein gewaltiger, an ein Meer erinnernder See. Das erfuhren wir in der Schule. Die Lehrer brachten uns auch bei, daß unsere Ebene nach einem Fürsten benannt sei, der zu Zeiten unseres Nationalhelden Skanderbeg gelebt und an seiner Seite gekämpft habe, bisweilen aber auch gegen ihn. Weil ich damals schon keinen Großvater mehr hatte, behauptete ich meinen Kameraden gegenüber, dieser habe sich als ein Kampfgefährte des Dukagjini bei einem Angriff schützend vor den

Fürsten geworfen und sei dabei gefallen. Meine Talente liegen gewiß nicht auf dem Gebiet der Mathematik, was ich allerdings erst später begriff. Jedenfalls war ich außerstande, mir auf rechnerischem Weg die Einsicht zu verschaffen, daß mein Großvater kein Zeitgenosse Skanderbegs gewesen sein konnte. Seine Heldentaten existierten nur in meiner Phantasie. Meine Kameraden lachten mich deswegen aus. Ihnen war völlig klar, daß mein Großvater auf gar keinen Fall an der Seite des Fürsten Dukagjini gekämpft hatte, dessen Tod bereits ein halbes Jahrtausend zurücklag, während mein Großvater sich erst vor zwanzig Jahren aus dem Leben verabschiedet hatte. Das hinderte mich nicht daran, weiterhin hartnäckig an den freundschaftlichen Umgang meines Großvaters mit Fürsten und Königen zu glauben. Ich sehnte mir einen Fernsehbeitrag über den Fürsten Dukagjini und seinen König Skanderbeg herbei, weil dann zwangsläufig auch von meinem Großvater die Rede gewesen wäre. Meine Kameraden hätten sprachlos die Mäuler aufgerissen. Leider brachte das Fernsehen nichts dergleichen, sondern zeigte Partisanen im heftigen Kampf mit den Deutschen oder Wildwestfilme. Stundenlang saß ich vor dem Bildschirm, bis ich irgendwann die Geschichte von Dukagjini und meinem Großvater vergessen hatte. Außer ein paar neuen Häusern, an denen schon jahrelang gebaut wurde, ohne daß sie je fertig wurden, gab es in meinem Städtchen nur zwei große Gebäude. Bei uns hießen sie die »roten Bauten«. Sie standen am Hauptplatz und besaßen jeweils sieben Stockwerke. Es gab auch eine Hauptstraße, die nach Marschall Tito benannt war. An manchen Häusern, die sie säumten, hingen blaue Tafeln mit seinem Namen. Die Hauptstraße war sehr lang und sehr gerade. Von uns aus gesehen, machte sie hinter dem Hauptplatz eine Biegung in eine Richtung, mit der ich keine konkrete Vorstellung verband. Allerdings wußte ich von meinem Vater, daß die Straße, die in unserem Ort Marschall-Tito-Straße hieß, zwei große Städte miteinander verband. Unser Städtchen war also nur eine Zwischenstation. Diese kerzengerade Straße war die belebteste in ganz Reka, und am besten gefiel sie mir, wenn an den Feiertagen im Mai und im November an jedem der Beleuchtungsmasten (deren Lampen nie leuchteten) acht bunte Fahnen flatterten. Die Masten waren aus Metall, und die Fahnen waren an speerförmigen Hölzern befestigt, die davon abstanden. Nach den Feiertagen blieben die bunten,

sterngeschmückten Fahnen wochenlang hängen, bis dann eines Morgens ein Lastwagen mit städtischen Bediensteten in blauen Arbeitsanzügen angefahren kam und sie abgenommen wurden. Die meisten Häuser und sämtliche Geschäfte unseres Städtchens befanden sich an der Marschall-Tito-Straße. An den Arbeits- und Schultagen füllte sie sich zu bestimmten Zeitpunkten am Vormittag, zu Mittag und am Abend mit Menschen. Weil es, wie bereits berichtet, keine Gehsteige gab, gingen Erwachsene und Schüler zwischen Autos und Pferdekarren auf dem Asphalt. Für die Autos bedeutete dies, daß es zu bestimmten Stunden bei uns kaum ein Durchkommen gab. Mir machte es Spaß, von unserer Terrasse aus die Menschenmenge zu beobachten, vor allem abends, wenn die Schüler in ihren blauen Uniformen lachend und sich streitend vom Nachmittagsunterricht kamen. Gewöhnlich waren sie in Vierer- oder Fünfergruppen unterwegs. Das zweistöckige Haus, in dem ich mit meiner Mutter und meinem Vater wohnte, lag im unteren Teil der Marschall-Tito-Straße. Unsere kleine Familie unterschied sich wenig von anderen Familien, sieht man einmal davon ab, daß bei uns ständig von einer besseren Wohnung geträumt wurde. Und heimlich auch dafür gestritten. Der Staat (so hieß der Arbeitgeber meines Vaters) hatte ihm keine Wohnung zur Verfügung gestellt. Deshalb waren wir gezwungen, uns eine private Wohnung zu nehmen. Das hieß, daß wir Miete bezahlen mußten, wofür die Hälfte von Vaters Lohn draufging. Mutter arbeitete nicht. Das belastete die Beziehung zwischen meinen Eltern. Es wurde selten gelacht bei uns, und etwas anderes, das auf die Stimmung drückte, gab es, glaube ich, nicht. Wenn ich heute an diese Zeit zurückdenke, fällt mir auf, daß bei uns nicht nur wenig gelacht, sondern auch wenig gesprochen wurde, und daß wir so gut wie nie Besuch bekamen. Auf jeden Fall ging es völlig anders zu als bei den Leuten, die auf der anderen Straßenseite wohnten. Die Nachbarn waren recht merkwürdig. Sie wohnten in einer alten Hütte, die ihnen, wie Vater sagte, vom Staat zur Verfügung gestellt worden war, was mich verwirrte, weil es mir komisch vorkam, daß ein Staat auch Bruchbuden aus Lehmziegeln verwaltete. Anders als unser Haus, das von einer schönen roten Ziegelmauer umgeben war, stand die Hütte nackt und bloß da und konnte von allen vier Seiten aus eingesehen werden. Die Familie, die in diesem Haus lebte, war im ganzen Städtchen Reka bekannt. Sie

bestand aus Rama und Rukia sowie ihren beiden Söhnen Mani und Vllaznim. Ich erinnere mich noch genau, wie ich zum ersten Mal einen Streit zwischen Rama und Rukia miterlebte. Ich rannte zu meiner Mutter und verbarg weinend meinen Kopf in ihrem Schoß. Warum, ist mir bis heute nicht ganz klar. Vielleicht hatte ich Angst, sie würden einander umbringen. Oder zu uns herüberkommen. Oder ich fürchtete, meine Eltern könnten miteinander zu streiten und zu schimpfen anfangen wie Rama und Rukia. Schließlich waren sie ebenfalls Mann und Frau. Und behauptete nicht meine Mutter ständig, es gehe in allen Ehen gleich zu? »Ich bringe dich und deine verdammten Bälger um!« hörte ich Rama brüllen. »Hau doch ab und ficke deine Huren, los, geh zu den anderen Hurenböcken!« kreischte Rukia in dem von allen Seiten einsehbaren Garten ihrer Hütte. Sie kam in unsere Richtung gerannt und bog dann, immer noch rennend, in die Marschall-Tito-Straße ein.